

Die Gleichheit

Zeitschrift für Arbeiterfrauen und Arbeiterinnen

Mit der Beilage: Für unsere Kinder

Die Gleichheit erscheint alle vierzehn Tage einmal.
Preis der Nummer 15 Pfennig.
Durch die Post bezogen vierteljährlich ohne Bestellgeld
95 Pfennig; unter Kreuzband Mk. 1.45.

Stuttgart
11. April 1919

Zuschriften sind zu richten an die
Redaktion der Gleichheit, Berlin SW 68, Lindenstraße 3.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 14838.
Expedition: Stuttgart, Furtbachstraße 12.

Genossinnen!

Zum ersten Male werden wir als freie Staatsbürgerinnen der deutschen Republik den **1. Mai** begrüßen. In unseren Träumen sahen wir diesen Tag anders: als ein Siegesfest des Sozialismus, das Freude in Fülle über uns schüttete. Und nun wird es ein Festtag werden in Entbehrungen und bitterer Not; aber ein Festtag trotz alledem!

Die Feier des 1. Mai sollte dem heiligen Gedanken der Völkerfreiheit, der Völkereinheit und dem Völkerfrieden dienen. Der internationale Kapitalismus drückte durch den furchtbarsten aller Kriege das Ideal zu Boden; viele von uns glaubten in dumpfer Verzweiflung, an seinem Grabe zu stehen. Bis die Revolution es neu zum Leben rief! Sie gab dem deutschen Volke die Freiheit, sie öffnete den Weg zur Völkerverständigung und damit zum Weltfrieden. Sie ebnete auch den Weg zum Frieden in unserer Partei; einige Wochen dursten wir glauben, daß nun der unselige Bruderzwist begraben sei. Doch dann lohte der Brand, von unverantwortlichen Fanatikern neugeschürt, wieder auf. In der Zeit größter Not, in der wir im Interesse aller einiger sein sollten als je, wurde der Brudermord gepredigt und ausgeführt.

Ruhten wir durch diese Niederungen gehen, dann wollen wir jetzt wieder aufsteigen zu den reinen Höhen der Menschlichkeit. Und diesen Willen soll die Feier des 1. Mai 1919 zum Ausdruck bringen.

Darum rüstet in diesem Sinne zum 1. Mai!

Wir Frauen waren die Geknechtesten; die revolutionäre Regierung hat uns frei gemacht. Wir Frauen und Mütter sind die Leidbeladensten; der Sozialismus soll uns und unsere Kinder zu Glücklichen auf Erden machen. Darum laßt uns den 1. Mai auch zu einem besonderen Frauentag gestalten; ein Bekenntnis der Frauen zum Sozialismus muß er werden. Unseren Kindern soll er eine bleibende Erinnerung bedeuten.

Darum werbt für unsere Feier des 1. Mai. Sorgt, daß unsere Schwestern in Massen mit uns bekennen: Wir wollen und müssen aufsteigen zu den Höhen reiner Menschlichkeit durch den Sozialismus!

Frei und gleich bei froher Arbeit.

Eine große, schwer zu lösende Aufgabe hat unsere Zeit auf die Schultern des deutschen Volkes gewälzt: aus Irren und Wirren den Ausweg zu finden, der uns in nicht zu fernher Zeit neues Ansehen und bessere, auskömmlichere Lebensverhältnisse schafft. Fast scheint es ein aussichtsloses Unterfangen zu sein; wenn man sich jedoch mit dem zähen Charakter des tatkräftigen deutschen Volkes näher befaßt, so

empfindet man ein solch machtvolles Zusammenströmen von lebenserhaltenden, starken und außergewöhnlichen Fähigkeiten, daß in die Seele ein helles, tröstendes Licht fällt — der Glaube an den Aufstieg, der den Mutigen zur Höhe führt.

Die deutsche Frau hat im Kriege gezeigt, was sie zu leisten und welche hohen Opfer sie zu bringen vermag. Schulter an Schulter mit dem deutschen Manne soll sie für den Aufstieg kämpfen, er durch sie angespornt und sie durch ihn ermuntert werden; denn die deutsche Republik braucht alle Kräfte. Ein gegenseitiges Verstehen muß anheben und nicht der Frau immer wieder neue Hindernisse in den Wege gelegt werden. Das wird zum Heile der ganzen Nation sein. Sobald Deutschland anfängt, sich zu regen und zu wagen, sobald die Bahn wieder frei wird, braucht es unbedingt die weiblichen Kräfte, die nun einmal in der Mehrzahl sind.

Die Zeit, wo jeder Jüngling, und mochte er oft noch so wenig gebildet und befähigt sein, über die Frau gestellt wurde, ist vorüber; denn die Frauenarbeit hat sich durch die schweren Kriegsjahre hindurch sehr bewährt. In Vertrauensposten rückte sie auf und arbeitete zu aller Zufriedenheit. Darum, wo die Frau ihre Fertigkeit und Fähigkeit bewiesen hat, da soll man ihr auch weiterhin das bisherige Vertrauen schenken und sie gleichberechtigt neben den Mann stellen. Mann und Frau werden immer nebeneinander arbeiten müssen, erst recht im neuen Deutschland. Und um wie vieles froher und behender wird dort die Arbeit getan, wo nicht Knechtung und Demütigung an der Tagesordnung sind, sondern ein kameradschaftliches Einvernehmen besteht. Dann wird es sein, daß der Mensch in seiner Arbeit, und nicht wenig Arbeit ist es, wohlgenut den Tag verbringt.

In vielen Fällen ist es ja auch wieder zum Besten des Mannes selbst, wenn die Frauenarbeit in gerechter Weise gewürdigt wird. Da sind alternde Väter, die nicht mehr ihrem Beruf nachgehen können und im Kriege ihre Söhne, auf deren Unterstützung sie rechnen durften, verloren haben. Die Töchter müssen verdienen, damit die Familie leben kann.

Und weiter die vielen Kriegsbeschädigten, die vorläufig noch nicht für die Familie sorgen können! Welche Erleichterung, wenn hier die Frau imstande ist, irgendwie zu helfen, damit die Not nicht über sie alle zusammenschlägt. Wie schwer und hart ist es da oft für die Frau, wenn sie sich neben ihrer beruflichen Arbeit ein gemütliches Heim bewahren will, und wie grausam ist es, wenn sie dann in ihrem Opfermut angefeindet und sozusagen als frecher Eindringling behandelt wird.

Überhaupt: gerechte Gleichheit in der Arbeit zwischen Frau und Mann und — für gleiche Arbeit gleichen Lohn!

Warum soll die Frau immer hinter dem Manne zurückstehen, da sie doch genau so lebens- und existenzberechtigt ist wie er!

Freiheit und Gleichheit! ist das Programm der deutschen Republik, und dafür gab ich mit vielen meines Geschlechtes die wahlberechtigte Stimme ab.

Darum nochmals: Frei und gleich in froher Arbeit!

Friedel Neuhaus.

Auferstehung.

Über den Gräbern flammt ein Tag,
Den alle Sprachen nennen —
Was unten in Nacht und Banden lag,
Hat seinen Auferstehungstag,
Dem ew'ge Lichter brennen!

Über den Gräbern flammt ein Tag,
Der reißt die Kreuze zur Sonne,
Wie tief auch die Tiefe bergen mag,
Es kommt der Auferstehungstag
Und wandelt Dual in Wonne!

Über den Gräbern flammt der Tag,
Doch Not und Wahrheit und Sorgen,
Was unten gequält und zertreten lag,
Erschauet schon jetzt den großen Tag,
Und kommen wird auch sein Morgen!

Eugenie Della Croce.

Was uns not tut.

Es tut uns gar vieles not, aber hier soll nur von dem gesprochen werden, das uns Frauen jetzt als Menschen besonders not tut.

Als erstes möchte ich von einem notwendigen Zusammenschluß in kleineren Kreisen und Bezirken reden. Wir alle, die wir gemeinsame Interessen vertreten und auf dem Boden der sozialdemokratischen Weltanschauung stehen, müssen uns eng zusammenschließen und durch Vorträge und Aussprachen zur gegenseitigen Förderung und Belehrung beitragen. Ferner müssen wir gemeinsam in unseren Wohnorten dafür eintreten, daß wirtschaftliche oder gesundheitliche Mißstände behoben werden. Wir Frauen haben ja jetzt nicht nur in der Reichs- und Landesregierung, sondern auch in unserer Gemeindeverwaltung Schwestern sitzen, denen wir unsere gemeinsamen Wünsche mitteilen können. Wir müssen erkennen, daß die Theorie die Grundlage der Wissenschaft ist, daß sie aber wert- und machtlos ist, wenn sie nicht mit der Praxis Hand in Hand geht. Theorie und Praxis müssen wir also vereinigen, damit sie zusammenwirken und nützen können. Alles, was uns weiter not tut, kann und muß sich aus dem Zusammenschluß Gleichgesinnter entwickeln.

Wir dürfen und können in unserem Können und Wissen nicht stillstehen, denn Stillstand bedeutet Rückgang. Um unserer Kinder willen müssen wir rastlos vorwärtstreben. In unserem Kreis von Gleichgesinnten können wir durch volkswirtschaftliche Vorträge, durch wissenschaftliche Lektüre, die uns gemeinsam leichter zugänglich ist und auch erklärt werden kann, uns besser weiterbilden, als wenn wir es allein unternehmen würden. Die Aussprachen bringen uns dem mitunter schwierigen Lehrstoff näher, wir üben uns im Denken und Reden. Und beides ist für uns Frauen sehr notwendig, denn in der Öffentlichkeit reden und klare Gedanken zum Ausdruck bringen, das will geübt sein.

Unsere Parteigenossinnen, die jetzt in die Gemeindeverwaltungen eingetreten sind, werden es am ersten empfinden, was uns in dieser Beziehung sehr not tut. Und namentlich in der Kleinstadt oder auf dem Lande ist es notwendig, recht bald durch regelmäßige Zusammenkünfte einen festen Kreis zu bilden, der sich gegenseitig ergänzt und wo Erfahrungen über soziale Interessen und Arbeiten ausgetauscht und neue Anregungen gegeben werden. Die Fürsorgemaßnahmen auf dem Lande liegen meist in der Hand der Guts- oder Pastorsfrau. Wir anderen verhielten uns meistens passiv. Jetzt, wo wir Frauen gleiche Rechte erhalten haben, sind uns auch gleiche Pflichten erwachsen. Wir müssen tätigen Anteil an allem nehmen, wir wollen diejenigen, die sich in der Fürsorgearbeit bewährt haben, nicht verdrängen. Aber mitbe-

raten und mithelfen müssen wir, was uns auf dem Lande an sozialer Fürsorge fehlt und not tut. Stadt und Land müssen sich besser verstehen lernen, die gegenseitigen Nöte begreifen, auch das tut uns not, damit der Unfriede im Lande verschwindet. Die Ernährungsfragen sind für uns alle gleich wichtig; die Wohnungshygiene und der notwendige Kleinwohnungsbau auf gesundheitlicher Grundlage fordert, daß wir ernst und sachlich darüber beraten und unseren Vertretern in der Gemeindeverwaltung Wünsche und Vorschläge unterbreiten, damit wir die jetzige Not bald und gut überwinden.

So türmen sich unendlich viele Fragen und Pflichten vor uns auf, die nicht von einem einzelnen gelöst und erfüllt werden können, sondern an denen wir alle mithelfen müssen. Und darum wollen wir uns baldigst zusammenschließen unter der Parole: „Des Volkes Wohlfahrt ist das oberste Gesetz.“

W. Friedel-Schneider.

Wir Frauen und die Prostitution.

Was ist Prostitution? Das widerlichste Gewerbe, das je von Menschen ausgeübt worden ist, ein Schandfleck für die demokratisch-sozialistische Gesellschaft der Zukunft. Sie ist ein Überbleibsel aus dem alten, zerborkenen Deutschland, das so viel Morisches und Faulen in sich barg, sie darf darum in unserer jungen Republik keine Stätte mehr haben. Wir Frauen sind die Verurteilten, die gegen dieses Laster aller Laster Sturm laufen müssen.

Wir unterscheiden zwei Arten von Prostitution: die geheime und die öffentliche. Welche die gefährlichere von beiden ist, mag dahingestellt sein: die arme Schwester, die in Lumpen, mit hohlen Wangen bettelnd an der Straßenecke steht und ihren armen mißhandelten Leib gegen ein Spottgeld anbietet, oder die gepuderte freche Dirne, der man ein großes, schönes Haus baut, damit sie hier unter dem Schutze des Gesetzes ihre Reize dem Meistbietenden zum Kaufe anbieten kann.

Verweilen wir einen Augenblick bei der armen Schwester. Auch sie war einmal ein keusches, reines Kind, das sich in heißer junger Liebe einem unwürdigen hingab, der sie dann erbarmungslos in Schande sitzen ließ. Das Gesetz ließ ihn ungestraft dieses Verbrechen begehen. Nicht er war der Schuldige, sondern sie, die zum „schwachen Geschlecht“ gehört; so wollte es die Herrenmoral. Man fragte nicht danach, ob die uneheliche Mutter ein Sein, ein Unterkommen finde. Von Tür zu Tür ließ man die Ärmste betteln gehen, kaum daß man sich im letzten Moment, im Mutterjammer ihrer erbarmte. Wer erbarmte sich ihrer für die Folgezeit? Wer gab ihr Arbeit, damit sie sich und das Kind ihrer Liebe durchbringen konnte? Überall wies man sie achselzuckend ab. Ich hörte einmal aus dem Munde einer Dame, die sich weigerte, ein Mädchen, das ein Kind hatte, in Dienst zu nehmen, die blödsinnigen Worte: „Wer hurt, der stiehlt auch, und Diebinnen kann ich nicht brauchen.“ Ist es da verwunderlich, wenn solch eine Gehezte und Geächtete sich in der Verzweiflung prostituiert, um leben zu können! Und man denke auch an die große Zahl der Frauen und Mädchen, welche die beständige, Körper und Geist aufreibende, zermürbende Not, diese Mörderin der Tugend, der Prostitution in die Arme treibt!

Diesen armen bleichen Schwestern zu helfen, muß jeder Frau und Mutter heiligste Pflicht sein. Wir Sozialistinnen sind stets mit ganzer Kraft für diese Armen der Ärmsten eingetreten. Im neuen Deutschland darf es keine Hungerlöhne und darf es dann auch keine geächtete uneheliche Mutter mehr geben. Auch kein ausgestoßenes, beresentes uneheliches Kind. Sie alle haben ein heiliges Recht, zu leben, jede Menschenknospe soll uns heilig sein.

Aber nicht nur ihr, der armen bleichen Schwester schlägt unser Herz, auch der gepuderten feilen Dirne gilt unser Er-

barmen und unsere Hilfe. Und will sie diese nicht, hat das Kaster sie schon so tief herabgedrückt, hat es schon jeden Funken der Menschlichkeit in ihr getötet, daß sie das Erniedrigende ihres Gewerbes nicht mehr fühlt, daß sie über unser Mitleid lacht, dann muß an Stelle des Erbarmens der Kampf treten: die Bordelle müssen verschwinden, wir Frauen dulden im neuen Deutschland solchen Schandfleck nicht mehr!

Wohl wird von mancher Seite behauptet, die Bordelle seien ein Schutz gegen Geschlechtskrankheiten. Wie weit dieser „Schutz“ zutrifft, will ich hier nicht weiter erörtern. Zugegeben, die Kontrolle gäbe dem Körper einen gewissen Schutz gegen heranschleichende tödliche Krankheiten, so sind die Bordelle doch für die Seele eine um so schlimmere Gefahr, namentlich für die Jugendlichen, denen unser ganzer Schutz gehören muß.

Wie muß es im Inneren manches Jünglings aussehen, wenn er von den Häusern der Schande hört! Und einen großen Prozentsatz der Besucher der Bordelle stellen die Jugendlichen. Aus Neugier oft und aus drängender, überschäumender Jugendkraft. Aber müssen sie nicht fürs ganze Leben Schaden nehmen an ihrer Seele, wenn sich ihnen die Erfüllung des heiligsten Naturgesetzes als schamloses, käufliches Gewerbe offenbart! Wir lehren den heranwachsenden Jüngling, in keuscher, heiliger Andacht an der Jungfrau, an dem Weibe emporzuschauen, und die Bordelle ziehen diese Andacht in den Schmutz! Muß da nicht mancher Mann einen Abscheu vor der Frau bekommen! Ist es da ein Wunder, wenn viele im Weibe nichts anderes als ein Genießobjekt erblicken!

Darum hinweg mit den Bordellen, wir Frauen lassen uns nicht mehr beschimpfen. Wir sind keine unmündigen Geschöpfe mehr, denen man alles zu bieten wagen darf. Wir Frauen sind jetzt eine Macht. Wir haben in den gesetzgebenden Körperschaften unsere Vertreterinnen sitzen. Mögen sie an dieser Stelle ihre Stimme erheben, um die Frauenwürde und die edelste Beziehung der Geschlechter zueinander vor der Entweihung zu schützen.

Anna Mosgaard.

Alte oder neue Erziehung?

Wir stehen vor der Tatsache einer äußeren sowie inneren Umwälzung: von der Knechtschaft sind wir zur Freiheit gelangt, von der Verantwortungslosigkeit und Bevormundung zur Selbstverantwortung. Das Joch slavischer Unterwürfigkeit haben wir abgeschüttelt — frei wollen wir sein, frei in unseren Entschlüssen und Handlungen, frei, das Gute zu wollen und das Böse zu meiden.

Aber sind wir auch in der Tat frei? Denn frei sein, heißt Herr seiner selbst sein, heißt die ganze Schwere der Verantwortung auf sich nehmen. Sind wir nicht vielmehr durch die Macht der Gewohnheit, der Überlieferung, durch unsere ganze Erziehung so stark beeinflusst, daß wir immer wieder in den alten Fehler verfallen: des gedankenlosen Nachplapperns, des leichtsinnigen Urteilens auf Grund fremder Erkenntnis, des sorglosen Dahinlebens in der Verantwortungslosigkeit?

Es ist nicht zu leugnen, daß die Anforderung, die solche Umwälzung der Bestimmung an uns stellt, zu den denkbar schwersten gehört. Ehe jedoch nicht ein jeder einzelne die Verpflichtung fühlt, zur Erkenntnis der neuen Menschenwürde zu gelangen, wird sich auch so bald nichts ändern. Unsere heiligste Aufgabe ist darum, dieses Pflichtgefühl in unserer Jugend großzuziehen.

Noch besteht in Haus und Schule zumeist die alte Anschauung, daß man durch Zwang und blinden Gehorsam Charakterstärke und Willenskraft erreichen kann. Gehorsam erzwingen, heißt den Willen brechen; Willenskraft erreicht man dagegen nur durch die ständige Übung in freiwilligem Gehorsam. Ein Kind, das gelernt hat, aus freien Stücken täglich an die Arbeit zu gehen und der Versuchung, mit seinen Kameraden zu spielen, widersteht, beweist, daß es Willenskraft besitzt; geht dagegen ein Kind an die Arbeit, nur weil es dazu gezwungen ist oder sich vor der Strafe fürchtet, so findet eine Willensbetätigung überhaupt nicht statt, das Kind unterliegt einfach einem äußeren Zwange. Da aber jeder menschliche Sieg und aller menschliche Fortschritt von der inneren Kraft ausgehen, heißt es, diesen inneren Kräften, die in einem jeden Menschen schlummern, zur vollen Entfaltung zu verhelfen.

Es herrscht leider noch immer die irrtümliche Ansicht, daß unter „Erziehung“ die Schule gemeint ist. Ist es nicht vielmehr die heiligste Aufgabe der Familie, für eine gute Erziehung im Hause zu sorgen? Und zwar für eine Erziehung, die mit den ersten Tagen, mit dem ersten Atemzug des Kindes zu beginnen hat. Wie häufig

Feuilleton

Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel,
So fliegen über Strom und Hügel.

Fischart.

Das Sterben.

Von Werner Peter Larsen (München).

Der „alte Ranft“, wie ihn die Leute nannten, hatte ein Häuschen am Ende des Dorfes. Warum er eigentlich der „alte“ hieß, das wußte wohl niemand so recht. Denn erstens war er ja nicht alt und zweitens nicht älter als manche andere, die man deshalb noch lange nicht „alt“ nannte. Aber er war nun einmal der „alte“. Und dabei blieb es.

Als der alte Ranft an die Fünzig war, legte er sich hin und starb. Sein Sohn war damals noch ein Schulbub, und seine Frau erwartete ein Kind — und nun auch noch der Mann tot! — Ja, sie mochte es nicht leicht haben.

Nein, leicht nicht. Aber das war sie auch nicht gewohnt. Sie hatte ihr Leben lang schwer gearbeitet, und jetzt, wo es so um sie stand, zu allem auch noch den Mann gepflegt, Nächte hindurch gewacht, ihn gehoben und getragen, und bei Tagesgrauen wieder auf den Beinen und die Wirtschaft versehen — alles allein.

„Die kriegt 'n Knacks“, sagten die Nachbarnfrauen. „Wenn das gut abgeht...“

„Hören Sie mal, Frau Ranften, aber Sie wissen doch...“

„Ich weiß“, sagte sie.

Aber was half das alles? Es mußte doch getan werden.

Nun war der alte Ranft tot und begraben. Einen schönen Platz hatte sie ihm ausgesucht. Mitten auf dem Friedhof und

unter einer mächtigen Föhre. Da lag er nun und hatte Sonne und Schatten und auch Regen genug, so daß die Blumen auf seinem Grabe schon gleich Wurzeln faßten und prächtig fortliefen. Mitten auf dem Hügel stand ein hölzernes Kreuz, darauf stand alles geschrieben: Johannes Ranft und wann geboren und wann gestorben, wie es ihm zulang. „Auf Wiedersehen!“ hatte der Maler noch dazu schreiben wollen. Aber dafür wollte er zwei Mark extra, und das konnte man sich sparen. Ob das nun auf dem Holze stand oder nicht, nein, das war wirklich egal.

Mutter Ranft ging oft hinauf und hatte ihre Freude daran, wie nett das Grab aussah. Es war auch so richtig dauerhaft eingerichtet; es konnte noch hundert Jahre daliegen wie so manches andere. Das freute Mutter Ranft. Da mochte der Alte nun ausruhen...

Mutter Ranft hatte doch wohl einen „Knacks“ bekommen. Das Neugeborene erhielt die Nottaufe: morgens war es tot. Nur ein Glück, daß sie gleich ein zweites Stück Land gekauft hatte da oben. Eigentlich hatte sie es ja auch für sich bestimmt. Aber nun tat sie das Kind hinein, und für sich selbst kaufte sie das Stück links daneben. Da sollte der Alte dann liegen, links sein Weib und rechts sein Kind, so recht schön beisammen.

Sie hätte doch auch einen Jungen, meinte der Totengräber. Ob sie nicht auch für den ein Stückchen...?

Nein, für den braucht sie nichts. Gott, so ein Junge wird groß und zieht fort, nicht? So ein Junge — man weiß nie, wohin der noch zu liegen kommt. Da geht er womöglich mit einem Schiffe unter. Oder er muß in den Krieg — da packen sie ihn mit hundert anderen zusammen, man weiß nicht mal wo. Nein, für den braucht sie nichts.

So ein Junge zieht fort. Nun, vorerst war es einmal Mutter Ranft, die fortzog. Sie verkaufte das Häuschen, tat

Hört man eine Mutter sagen: „Meine Kinder sind so ungezogen, ich bin froh, daß sie jetzt in die Schule kommen und gehorchen lernen.“ Ist es nicht eine Torheit, sich auf das Wiedergutmachen und Austreiben der Fehler zu verlassen, wo man es doch in der Hand hatte, sie zu verhüten? Der Fehler liegt eben darin, daß viele Mütter sich überhaupt nicht der ganzen Tragweite, die eine Vernachlässigung der Erziehung in den allerersten Jahren eines Kindes bedeutet, voll bewußt sind. Um nur einige Beispiele zu nennen: der Säugling, der ohne ernstesten Grund schreit, muß zum Schweigen erzogen werden, sonst wird er zum Tyrann der Hausgenossen; das Kind, das durch sein lärmendes Wesen die anderen bei der Verrichtung ihrer Arbeit stört, muß es lernen, sein Interesse demjenigen der Allgemeinheit unterzuordnen, denn die menschliche Gesellschaft hat Regeln aufgestellt, denen sich auch der Erwachsene zu fügen hat.

Nun glauben aber viele Mütter durch fortwährendes Schelten ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Gerade dieses viele Einreden auf das Kind ist aber das sicherste Mittel, um es allmählich gänzlich abzustumpfen und taub zu machen gegen alle Worte. Der Erwachsene aber ist im Glauben, das Kind höre aus Eigensinn oder Unaufmerksamkeit nicht auf sein Schelten, und dann kommt es zu jenen immer aufs neue entwürdigenden Szenen: „Du willst nicht gehorchen, warte, ich will es dich lehren!“ Leider ist damit nichts erreicht, im Gegenteil, das Kind lehnt sich auf gegen eine Vergewaltigung und ist auf dem besten Wege, ein „ungeratenes“ Kind zu werden, was aber in der Regel bedeutet, daß ein Kind deswegen nicht gehorcht, weil es Anspruch erhebt, einen eigenen Willen zu haben. Welch eine Verblendung der Erwachsenen, als ob nicht das Kind dieselbe Verachtung hat, einen Willen zu haben, wie sie! Diese Eltern aber glauben, den Willen brechen zu müssen, da sie der Meinung sind, das Kind auf diese Weise sittlich zu fördern. Sie ahnen gar nicht, wie sehr sie dem Kinde und sich selbst dadurch schaden. Denn erstens erzieht man durch blinden Gehorsam keinen Menschen zur sittlichen Freiheit, und zweitens haben sie sich die Liebe und das Vertrauen ihrer Kinder für immer verscherzt. Und Liebe und Vertrauen sind noch immer die Grundlage aller Erziehung. Herrscht einmal dieses volle und ganze Vertrauen zwischen Eltern und Kindern, dann fällt auch die Frage des Gehorsams nicht mehr so stark ins Gewicht. Das Kind, das nicht immer eigene Einsicht haben kann, muß sich vertrauensvoll sagen können: Mutter und Vater haben mich lieb und wissen schon, warum ich das tun muß.

den Jungen in Pflege und zog in die Stadt. Was sollte sie denn? Sie mußte doch leben. Und soweit würde das Geld für das Haus schon reichen, bis der Junge fertig war. Sie selbst, nun, sie fand schon was. In der Stadt da brauchen sie alleweil Kinderfrauen und Ammen, und nun, wo es gerade so war — ja ja, sie fand schon was. Keine Sorge. Und wenn man es gerade traf — bei feinen Leuten —, da konnte man es schon gut haben.

Nun lag der alte Ranft oben auf dem Friedhof, und Mutter Ranft hatte eine Stelle. Es war gar nicht schwer gewesen, sie zu finden, sie war ja eine gesunde Frau. Und sie hatte es auch ganz gut, das mußte man ja sagen. Manchmal, wenn sie das fremde Kind an der Brust hielt, mußte sie ja wohl an ihr eigenes denken — wie, wenn sie das nun hier so hielte — und es lachte und strampelte —, aber nein nein, es war wohl doch gut, daß es so gekommen. Der Herr möchte ihr verzeihen. Welche Mutter wünschte nicht ihrem Kinde Leben? Aber wo in aller Welt hätte sie mit zweien hin sollen?

Ja, es war gut so. Der Junge war nun auch fertig und in der Lehre; das Geld hatte gerade gereicht. Und Mutter Ranft zog von Stelle zu Stelle. Sie war nun Kinderfrau.

Dann kam sie zu Professors, und da blieb sie. Bieviele Jahre? Sie wußte es nicht mehr genau. Es mochten fünfzehn, es mochten aber auch achtzehn sein. Die Kinder waren ja groß geworden unter ihren Augen. Nun half sie überall im Hause mit, die gnädige Frau möchte sie nicht missen. Und wenn nun bald die Tochter heiraten würde. . .

Die gnädige Frau lächelte.

Da lächelte auch Mutter Ranft.

O, sie verstand schon. . . sie verstand umzugehen. Alle ihre Kinder waren groß geworden. Groß und kräftig. Kein einziges gestorben — von so vielen!

Sehr weise faßt ein zeitgenössischer Dichter die Aufgaben der Eltern in die folgenden Worte eines Vaters zusammen: „Man muß sich alle Dinge auf Erden erwerben mit seinem Herzblut, und ich sehe wohl, es ist umgekehrt, als ich vordem gemeint habe: man muß seiner Kinder wert sein und sie sich täglich verdienen, wenn sie einem gehören sollen; und es fehlt in der Bibel ein Sprüchlein, das hätte heißen sollen: Ehret Sohn und Tochter, auf daß ihr lange lebet und es euch wohlgerhe in dem Lande eurer Kinder.“

Ein Sturm von Fragen, aber auch ein Sturm von Anklagen erhebt sich unter den Müttern. Die einen wollen wissen, wie sie sich in ihrem Falle zu verhalten haben, die anderen kommen mit dem Einwand, daß es ihnen an Zeit gebricht, sich ihren Kindern zu widmen, sie müssen arbeiten und die Kleinen Freunden überlassen; im Haushalt ist so viel zu tun, daß sie sich nicht so mit den Kindern, wie sie es möchten, abgeben können. Wie soll da Abhilfe geschaffen werden? Denn ein Recht haben sie, zu verlangen, daß man ihnen zeigt, wie man es besser machen soll. Leben wir doch in einer großen Gemeinschaft und wollen uns gegenseitig helfen und fördern!

Es ist nicht zu leugnen, daß auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge unendlich viel geleistet worden ist. Woher kommt es aber, daß die Kindererziehung sowohl in der Öffentlichkeit wie in der Familie so wenig dem Fortschritt unseres Zeitalters entspricht? Aber wenn wir die Zustände bessern wollen, so genügt es nicht, daß wir den Frauen die Kinder abnehmen und, während die Mütter beschäftigt sind, den Kleinen in Kindergärten eine sorgfältige Erziehung angebeihen lassen. Wie sehr müssen diese Kinder leiden, wenn sie nach Hause kommen und in gewohnter Weise Schelte und Schläge bekommen? Bei dem alten System der „autoritären Erziehung“ war der Gegensatz zwischen Haus- und Kindergartenziehung verhältnismäßig nicht so groß, da Fragen wie: „blinder Gehorsam“ oder „freiwilliger Gehorsam“, „Selbständigkeit“ oder „Abhängigkeit“ nicht in Betracht kamen. Jedoch bei einer so grundsätzlichen Umwälzung der Erziehungsfragen, wie wir sie heute erleben, ist ein enges Zusammenarbeiten zwischen Schule und Haus unbedingt notwendig. Es ließe sich, wenn der gute Wille erst einmal da ist, auch eine Form finden, den Kindergarten in die nächste Nähe des Hauses zu verlegen.

Ein erster Versuch, diesem Bedürfnis nachzukommen, ist 1907 in Rom gemacht worden. In einem Miethaus, das von nicht weniger als tausend Personen bewohnt wurde, ist von der Doto-

Eines Tages war Mutter Ranft krank. Sie fieberte und hatte Stiche und Schmerzen, und am Ende verlor sie gar die Besinnung. Aber nach drei Wochen war sie wieder munter. Sie hatte ja eine kräftige Natur.

Mit dem Tage begann sie zu sparen. „Ich muß doch nun bald nach Hause,“ sagte sie. „Da muß ich schon allmählich sorgen. . .“

„Nach Hause?“

„Gewiß. Ich hab' da noch ein Stückchen Land, oben neben dem Bumm und dem Alten. . .“

Die Köchin zuckte die Achseln.

„Das ist doch nun ganz egal. . .“

Mutter Ranft machte große Augen.

„Egal? Wo man liegt? Wo man stirbt?“

„Na, gewiß.“

„D nee. Das ist nicht egal. Ich möchte hier nicht liegen, in dem Steinhausen. . .“

„Das wissen Sie denn doch nicht.“

„Möglich. Aber in 'ner Stadt, in so 'ner Stadt. . . nee. Da haben mir die Leute erzählt: Eben da ist's noch ein Friedhof, und ein Weilchen, dann steht ein Tanzboden da, und wieder ein Weilchen. . . nee, nee!“

Mutter Ranft winkte ab.

„Bah,“ sagte die Köchin, „was ist denn nun groß dabei? Ein Kirchhof, nun ja, und ein Tanzboden. Denen, die da liegen, ist's doch ganz egal. Das können Sie man glauben. Wenn der Mensch tot ist, dann ist er eben tot, dann ist er. . .“

Mutter Ranft schüttelte den Kopf.

„Aber Verta. Das verstehen Sie nicht. Sie sind in 'ner Stadt groß geworden. Sie haben keine Stelle, wo Sie hingehören, so ein Stück Erde oder so. . . was man so Heimat nennt. . .“

„Und die Stadt. . .?“

ressa Maria Montessori ein Kinderheim gegründet worden, wo sämtliche Mieter des Hauses ihre Kinder abgeben durften, um ihre Arbeit ungehindert verrichten zu können. Die Leiterin hat die Verpflichtung, daselbst zu wohnen, und hat auf diese Weise die Möglichkeit, ein reiches soziales Wirken zu entfalten.

Bleibe ich nicht bei uns beim Neubau eines größeren Häuserkomplexes, wie zum Beispiel der Idealhäuser, eine ähnliche Einrichtung treffen? Die Mütter hätten auf diese Weise ohne jeden größeren Zeitverlust die beste Möglichkeit, in ein inniges Zusammenarbeiten mit dem Kindergarten zu treten und, je nachdem es ihnen die Zeit erlaubt, selbst aktiv an der Erziehung teilzunehmen. Sie müssen es vor allen Dingen lernen, daß man selbst kleinen Kindern ernste und gewissenhafte Arbeit zumuten kann. Die Montessori-Kinderheime legen immer wieder Zeugnis von der Geschicklichkeit und Arbeitsfreudigkeit der Kleinen bei der Übung häuslicher Verrichtungen ab. Da sieht man vier- bis fünfjährige Kinder den Tisch decken, das Essen auftragen, das Geschirr abwaschen, Staub wischen und dergleichen mehr, und alle haben sie denselben Ausdruck freudiger Erregung auf den Gesichtern. Das Verantwortlichkeitsgefühl und das Vertrauen, das man ihnen geschenkt hat, sind es, die das Kind so froh und frei machen, die ihm Kräfte wachsen lassen. Solches ist aber wiederum nur möglich, wenn die Arbeit aus dem Interesse der Kinder hervorgeht, und darum müssen wir Erwachsene unser Auge stets offenhalten und unsere Kinder kennen, damit wir sie, von ihrem Interesse ausgehend, leiten können. Nur die Arbeit, die mit Interesse ausgeführt wird, hat einen wirklichen Wert, und darum kann ein Kindergarten, wo der für die Woche vorgeschriebene Stundenplan noch herrscht, wo die Schulbank die Aufmerksamkeit der Kinder erzwingt, wo also das Interesse des Kindes nicht berücksichtigt wird, für diese Art der Erziehung nicht in Frage kommen. Damit das Interesse nicht erdötet wird, muß das Kind frei sein, ihm nachgehen zu können. Das viele Einmischen der Erwachsenen, die da glauben, dem Kinde helfen zu müssen, bewirkt gerade das Gegenteil: das Kind verliert die Lust an der Arbeit, weil es das Bedürfnis nach selbständiger Arbeit hat. Das Verhältnis der Lehrerin zum Kinde erfährt auf diese Weise eine grundsätzliche Umwälzung: in den Montessori-Kinderheimen ist die Erzieherin lediglich Beobachterin, Leiterin, da sie das Ziel der Erziehung in der Selbstständigkeit des Kindes sieht. Dementsprechend ist auch in diesen Kindergärten das Unterrichtsmaterial ein anderes, als wie man es in den herkömmlichen Kindergärten findet. Es ermöglicht dem Kinde eine Selbst-

erziehung, indem es seine Selbstständigkeit hervorruft. Die Nachprüfung geschieht durch das Material selbst und macht ein Eingreifen der Lehrerin überflüssig.

Die erste Bedingung dieses Materials ist, klare, selbstervorbene Vorstellungen hervorzurufen, um eine gesunde Grundlage für das ganze Leben zu schaffen: aufmerksam für die Dinge und das Geschehen der Umwelt zu sein, geistig befähigt zu sein, Vergleiche auszuführen, und letzten Endes, eigenes Urteil auf Grund selbst-erworbener Anschauung zu haben.

Es entsteht die Frage: Sind die bestehenden Kindergärten in der Lage, uns zu dem Ziele zu verhelfen, das wir uns auf dem Gebiet der Kindergärten sowie der sozialen Zusammenarbeit gestellt haben? Ohne Zweifel hat auch der Fröbelsche Kindergarten seinen großen Wert gehabt, wir leben aber in einer Zeit, wo die gesamte Erziehungsfrage eine Umwälzung erfährt, und da kann eine Erziehung, bei der die Hand- und Fußfertigkeit eine so große Rolle spielt, nicht mehr den Anforderungen eines modernen Zeitalters entsprechen.

Auch die Elternabende können diesem Wunsche nach sozialer Zusammenarbeit nicht mehr genügen; zweifellos haben sie auch ihren großen sozialen Wert, jedoch sind die Anforderungen unserer Zeit andere, als daß es uns befriedigen könnte, zum gemütlichen Plauderstündchen zusammenzukommen und sich gebiegenen Lustbarkeiten wie Lichtbilder, Schattens- und Kasperlevorführungen hinzugeben. Was uns not tut, ist ernste Arbeit und ein ernstes Wille. Darum gehe der Ruf an die Mütter, zu prüfen und zu wählen.

Elisabeth Schwarz.

Ehereform.*

Es ist ganz ohne Zweifel, daß die gesetzlichen Bestimmungen, die heute das Eheleben regeln oder regeln sollen, vollkommen veraltet sind und in die neue Zeit, die andere Menschen schaffen wird, nicht mehr hineinpassen. Mit der politischen Gleichberechtigung muß die menschliche Gleichstellung der Frau Hand in Hand gehen,

* Der Artikel von Frau Dr. Strider in der vorigen Nummer der „Gleichheit“ über neue Eheformen hat die öffentliche Erörterung dieses wichtigen Problems lebhaft angeregt, wie zahlreiche Zuschriften an uns beweisen. Wir werden gern auch weiterhin Beiträge, die uns wie der heutige einer Klärung der Frage förderlich zu sein scheinen, zum Abdruck bringen. Redaktion der „Gleichheit“.

Alt-Weimarer Tage.

In einem Briefe Karl Alexanders an Billi Brauns Großmutter, Jenny v. Gujedi, geb. v. Pappenheim, vergleicht er die Tätigkeit in Weimar mit dem symbolischen Bilde des Janustemples, denn „sie umfaßt die Vergangenheit und wirkt für die Zukunft“.

Oft denke ich an diese Worte, wenn ich durch Weimars Straßen gehe, vorbei an Goethes stattlicher Ministerwohnung und seinem idyllischen Gartenhaus, an Schillers so einfachem Dichterheim, über den romantischen Marktplatz mit seinen spitzgiebeligen Häusern, durch die Wege des Parks, in dem Goethe und seine Freunde einst wandelten. Der Vergangenheit nachgehen in Tagen, in denen man berufen ist, an der Zukunft mitzubauen, gibt es reizvolleres?

„Unter Goethes Augen“, so nennt Billi Braun den Abschnitt im Leben ihrer Großmutter, den diese in Weimar zugebracht und aus dem wir manches erfahren, was sonst kein Geschichts- oder Literaturwerk bringt. Hier hören wir, wie Goethe, der so vielen als steif und zugeknöpft erschien, so ganz anders war mit Kindern, wie er ihren Geist zu bilden suchte, indem er ihnen seine schönen Sammlungen zeigte und erklärte, wie er für ihr körperliches Wohl sorgte, indem er ihnen einen Garten zum Zummelplatz verschaffte.

Wie Goethe auf ein schwärmerisches Mädchengemüt wirkte, zeigt die Auserkung, wie Jenny v. Pappenheim ihm gegenüber nie sie selbst war, sondern eine Seele, die mit auf der Brust gekreuzten Armen zu ihm empor sah. In inniger Freundschaft lebte sie mit Goethes Schwiegertochter und deren Kinder, und fast täglich führte sie während langer Jahre der Weg die breiten Stufen hinauf in das Goethehaus, nach den Dachstuben, wo Ottilie wohnte, häufig auch in das Eh- und Empfangszimmer oder in den Garten, wo sie Goethe selbst traf.

Hatten sich die Visitenkarten sehr gehäuft, dann gab Goethe eine Abendgesellschaft, bei der der Dichtersfürst „hoch, groß, etwas steif“ die Gäste empfing. „Im Aldobrandinzimmer saßen die Mütter und Tanten, und da Goethe bei solchen Gelegenheiten selbst wenig sprach, oft eine große Portion Langeweile; das Urdinanzimmer

„ne Stadt ist das nicht, 'ne Stadt ist keine Heimat. Die ist heute so und morgen so, gar nicht wiederzuerkennen. Und dann Steine, lauter Steine. . .“

„Und wenn ich nun eine hätte?“

„Dann würden Sie verstehen, was ich sage. Es ist nicht egal, wo der Mensch liegt. Jeder will zurück in die Erde, aus der er gekommen ist. Jeder will eigentlich liegen, wo man ihn kennt. Nur die Stadtmenschen — denen ist's egal; die kennen einer den anderen nicht. Die haben ja keine Erde. Die haben bloß Steine. . .“

„Möglich,“ sagte die Köchin. „Möglich, daß sie bloß Steine haben.“

Sie stand am Herd, ihr Gesicht lohte. Damit war das Gespräch zu Ende.

(Schluß folgt.)

Das Kind.

In seinen Traum vom Leben fällt
Verworrenen Lichtes noch kein Schein,
Denn lauter gehn und unverstellt
Die Dinge seinem Schauen ein.

Und was es sieht und was es hört,
Genießt es ganz und ungemischt,
Weil keines Wortes Fremdheit stört
Und ihm das reine Bild verwischt.

Die Sehnsucht zweier Seelen blaut
In seinen Blicken still und groß,
Und dennoch ringt sich nicht ein Laut
Von den geschlossenen Lippen los.

Die Wunder, die es rings gewahrt,
Sie sind ihm wohl im Tiefsten kund.
Doch daß es keines offenbart,
Versiegelt ihm ein Gott den Mund.

Karl Bröger.

müssen die verlebten Bestimmungen jeder Art verschwinden, die die Frau in die Hand des Mannes gab und aus ihr einen untergebenen Menschen machte. Alle Diskussionen über neue Eheform und ein veredeltes Eheleben sind vollkommen zwecklos, wenn nicht wirtschaftlich und von Grund auf verändernd neue Lebensformen geschaffen werden.

Zugleich handelt es sich hierbei um eine Erziehungsfrage ersten Ranges. Warum hatte der Mann die größeren Rechte, zugleich damit das Eigentumsrecht an seiner Frau? Weil er als Erwerber, Verdienener wirtschaftlich auf starken Füßen stand. Weil seine Erziehung zu einem erwerbenden, ihn auch zu einem selbständigen Menschen machte.

Wenn in den letzten Jahren der Typ der neuen, selbständigen Frau herangewachsen ist, wenn auch Frauenarbeit eine größere Bewegungsfreiheit des weiblichen Geschlechtes mit sich brachte, so haben doch die gewordenen wirtschaftlichen Zusammenhänge der verflochtenen Jahrhunderte die Bevorrechtung des männlichen Geschlechtes gründlich besorgt. Alle Gesetze, die bis zum Anbruch unserer neuen Zeit gemacht wurden, tragen den Stempel dieser Einseitigkeit an der Stirn.

Die Erziehung der Geschlechter muß darauf gerichtet werden, gute und tüchtige, gebildete und selbständige Menschen heranzubilden, die beruflich nach Veranlagung und Eignung dem Staatsgange, der höchsten Familienform, das Beste geben. Aber beide, Mädchen und Jungen, müssen gemeinsam so erzogen werden. Die Gleichwertigkeit der Erziehung, somit die Bestrebung, gleichwertige Leistungen zu erzielen, haben die selbstverständliche Voraussetzung der gleichen Wertung aller Leistungen.

Diese Erziehung, zugleich geeignet, die notwendige innere Wertung bei Mädchen zu pflegen, wird den Wunsch nach der Ehe aus Gründen der bequemen Versorgung wenn nicht aus der Welt schaffen, so doch auf einen erträglich kleinen Umfang beschränken. Das Bestreben, in einer Ehe den Kameraden und Freund, den Menschen zu finden, mit dem man das Leben hand in Hand durch öde Schluchten und auf sonnigen Wegen durchwandert; das Bestreben, Mutter zu werden der Kinder, die man freudig wachsen sieht, weil beide Menschen in diesem neuen Menschen eins sind, das wird die neue, ethische, schönste und natürlichste Form der Ehe werden müssen.

Im Sozialisierungsgefesetz wird das Recht auf Arbeit verbürgt. Der neue Staat wird ein sozialer werden in des Wortes vollkommenster Bedeutung. „Alles für den Staat, aber auch alles

durch den Staat!“ Garantieren wir dem neuen Bürger, der neuen Bürgerin die Existenz, dann können wir von beiden die Erfüllung der Pflichten gegen den Staat verlangen. Beides hängt politisch, aber auch wirtschaftlich eng zusammen.

Ein Umbau unserer Gesetze, in erster Linie der Ehegesetze, ist ein dringendes Erfordernis. Fangen wir da sehr bald an und an der Stelle, wo es am nötigsten ist: bei der Umgestaltung des Ehescheidungsgefesetzes. Es ist ein Zustand kraftloser Unkultur und Unfittlichkeit, Menschen gewaltfam zusammenzuzwingen, die sich innerlich fremd geworden sind. Die vier Jahre Krieg und die damit verbundene räumliche Trennung der unzähligen Ehen hat vielen Männern und Frauen mit erschreckender Klarheit gezeigt, daß ihre Ehe etwas Hohles und Gehaltloses war und den einzigen Kitt in der Gewöhnung hatte. Die in hohem Maße erstandene wirtschaftliche Tätigkeit und Selbständigkeit der Kriegerfrau hat den Blick der Beteiligten geweitet: sie sehen nicht mehr aus der Enge der kleinen Häuslichkeit die Dinge, ordnen sich nicht selbstverständlich unter die bestimmende Gewalt des zurückgekehrten Mannes. Es sind Konflikte da! Die wenigsten Männer und Frauen werden das alles klar erkennen; aber sie empfinden es, und in irgendeiner Form wird ein Ausweg aus seelischer Bedrückung gefunden. Wieviel könnte hier schon die Formel der alten Gesetzesbestimmungen helfen, die eine Ehe auf Grund gegenseitiger Abneigung trennte! Die neueren Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs, die einen schlimmen Rückschritt bedeuteten, müßten gegenwärtig und schnell verschwinden. Bei der heutigen Art der Behandlung aller Ehescheidungsfragen ist es selbstverständlich, daß viele Männer und Frauen die Last ihrer häßlichen Ehen weitertragen, weil die Konstruktion der sogenannten Schuldfrage wirtschaftlich und seelisch beim einzelnen ein ungeheures Maß von Kraft voraussetzt.

Was also vor dem Kriege schon viele Menschen, die durch ihre Verbindung miteinander leben mußten, tief unglücklich machte, ist während des Krieges und nachher Massenerscheinung geworden. Hinzu kommt die geradezu verhängnisvoll gewesene Einrichtung der Kriegstraumung, die unzähligen Frauen und Männern die Glücksmöglichkeiten einer Ehe nach dem Grundsatz: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet“, versperret. Die Motive zur Kriegstraumung können in den meisten Fällen gute und edle gewesen sein. Aber es kommt doch nun auf die Wirkung an. Und diese ist so, daß viel persönliches Glück durch einen übereilten Schritt verloren geht, außerdem aber, vom bevölkerungspolitischen Standpunkt aus, sich

daneben wußte davon nichts, da war für die Begegnungen des Glückes (das heißt der Jugend) geforgt.“ Die Unterhaltung drehte sich um Gegenstände der Kunst und Wissenschaft, Klatscherei verbat sich Goethe: „Euren Schmutz feht bei euch zusammen, aber bringt ihn mir nicht ins Haus.“

Das ganze Leben in Weimar war äußerlich sehr einfach, in Herz und Geist um so reicher. Man hatte viel Zeit füreinander und für sich selbst. Wie schön sah die Goetheschülerin das zusammen, was Goethe den Deutschen bedeutet: „Er gab seinem Volke eine Sprache, den deutschen Geistern einen Mittelpunkt, er weckte schlummernde Kräfte, Gedanken, Gefühle und Bestrebungen in einem Maße, welches sich besonders darin dokumentiert, daß nach einem Jahrhundert seines Wandels und Wirkens kaum ein deutsches Werk erscheint ohne Motto aus Goethes Schriften und ohne Zitate zur Befestigung ausgesprochener Ansichten. So reich und voll er das geistige Leben erfaßte und beherrschte, so bedürftig war er im äußeren Leben. In seiner unansehnlichen Wohnstube leuchteten und lebten mit ihm, durch ihn und in ihm große und gute Geister, in seiner unansehnlichen Equipage, in seinen unansehnlichen grauen Mantel gehüllt, spendete er Gedanken, Lebensweisheit, menschenfreundliche Gesinnungen; in seinen einfachen Gärten war keine Blume für ihn ohne Genuß, kein Licht- und Farbeneffekt ohne Beachtung, keine Naturerscheinung ohne Gedankenantregung.“

Und die um Goethe! Johanna Schopenhauer, in deren Zirkel selbst die sonst verpönte Positiv Beachtung fand, verstand es, sich selbst in den Hintergrund zu stellen und trotzdem, wie mit unsichtbaren Fäden, die Geister in Bewegung zu halten. Ihre Begabung, aber so leidenschaftliche Tochter Adels, die keines ihrer vielen Talente richtig auszubilden, weil sie keine Ausdauer hatte. Arthur Schopenhauer, der sich allen unsympathisch machte und dessen Zerkwürfnis mit der Mutter Goethe so gern ausgeglichen hätte.

Ottolie, Goethes Schwiegertochter, „das Kind der Phantasie, und doch so erfüllt von dem Gefühl der Pflicht, der Hingebung an den Vater, dem sie täglich viele Stunden widmete, mit dem sie las, der ihr diktierte, der ihr vorlas. Ihr Sohn August, dem von

frühester Kindheit an jeder, der Goethe suchte, alle erdenklichen Zärtlichkeiten erwies. Die Erwartungen, die sein Vater in ihn setzte, konnte er nicht erfüllen. Außerhalb des Hauses umgaben ihn Schmeichler. Ottolie liebte in ihm den Sohn seines Vaters, den sie mit den schönsten Träumen ihrer Phantasie schmückte. Ihr Geist vermochte ihn auf die Dauer nicht zu fesseln. Ihre Ehe wurde durch beider Schuld sehr unglücklich. Er starb, fern von der Heimat, fern vom Vater, in Rom.

Felix Mendelssohn, Goethes David, weilte viel in Weimar und widerlegte die Annahme, daß Goethe von Rußland nichts verstand, mit dem schönen Worte: „Goethe erfährt die Rußland mit dem Herzen, und wer das nicht kann, bleibt ihr sein Lebtag fremd.“ Als Felix von Weimar schied, hinterließ er nur trauernde Freunde, nicht einen Feind. Den Antisemitismus, der leider heute auch in die Kunst hineingetragen wird, kannte das klassische Weimar nicht.

Von weitestgehendem Einfluß auf die Frauenwelt von damals waren drei Namen: Rahel Barnhagen, Bettina v. Arnim und Charlotte Stieglitz. „Da werdet ihr Bedeutendes kennenlernen“, sagte Goethe, als er Rahels Besuch in Weimar ankündigte. Rahel „mit dem Prinzip des allgemein Großartigen, des ewig Nechten, mit der einzigen Berücksichtigung des Wahren, mit der enthusiastischen Liebe des Schönen und Guten.“ Dann Bettina, „die kleine Elfe unter den Nüchlichkeitmenschen“. Ihr Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ bedeutete der Frauenwelt von damals „ein gültiges Meisterstück des weiblichen Vermögens, für das Jahrhundert eine Bittschrift der Poesie, daß man sie nicht im Schatten der Bernunft erstarren lasse, daß man die bunten Flügel vor dem Verschrumpfen, die zarten Glieder vor dem Erfrieren retten möge“. Die dritte, Charlotte Stieglitz, brachte sich selbst zum Opfer, um ihren Gatten zu der Größe emporzuziehen, in der sie ihn sehen wollte. Sie gedachte in ihren letzten Zeilen des „erziehenden Unglücks“ und wurde Schicksal und Opfer durch eigenen Willen und durch eigene Kraft. „Irrte auch der Gedanke in dieser treuen Frau, war auch ihre Tat ein grauenvoller Wahn, die Absicht trägt das edelste Gepräge, und im Gefühl offenbart sich in reiner Glorie das Ewigweibliche!“

Deutschland den Zustand unglücklicher Ehen absolut nicht gestatten darf. Denn in einer unglücklichen Ehe ist von beiden Seiten selten der Wunsch nach Kindern lebendig, und eine Frau, die ihren Mann nicht liebt, wird alles daransetzen, die Empfängnis zu verhüten.

Es müssen Mittel und Wege gefunden werden, die Frauen und Mütter nach einer Ehescheidung wirtschaftlich sicherzustellen, ihre kostbare Frauenkraft in wirksamer Weise dem Staate zu erhalten. Zu gleicher Zeit aber darf den Männern keine Überlastung ihrer Kräfte zugemutet werden, vor allem darf im Zusammenleben der Menschen nichts wie Strafe und Sühne aussehen.

Was also zuerst einmal sehr nötig ist, sind Erleichterungen in Ehescheidungsfragen. Dafür müssen sich auch die Frauen und Männer einsetzen, die in ihrer Ehe sehr glücklich wurden.

Alles, was dann folgen muß, ist die praktische Beantwortung der großen Frage: Wie kommen wir am schnellsten zur sozialistischen Gesellschaftsordnung? Elisabeth Röhl.

An die Frauen und Mütter der Ententeländer!

Die Frauen des besetzten Rheinlandes haben folgenden Aufruf veröffentlicht, in der Hoffnung, daß er über die nationalen Grenzen hinausdringt und bei den Frauen der Ententestaaten ein Echo findet:

„Die Mütter des Rheinlandes sehen sich genötigt, an euch, ihr Frauen und Mütter der Ententeländer, einen letzten verzweifelten Rotschrei in der Ernährungsfrage unserer Säuglinge und Kleinen zu richten. Das belgische Oberkommando läßt trotz des auch ihm bekamten Mangels an Nahrungsmitteln aller Art in drei Volksteilen am Niederrhein die für unsere Kinder bestimmte Milch für belgischen Heeresbedarf verbüttern. Dadurch wird unseren Lieblingen das letzte und wichtigste Nahrungsmittel, die Milch, fast ganz entzogen. War die Belieferung an und für sich schon spärlich, so wird sie durch diese drakonische Maßnahme auf ein Minimum herabgedrückt, das die Lage geradezu verzweifelt gestaltet. Was haben denn die Unschuldigen der Unschuldigen, die schlecht ernährten Kriegskinder getan, daß sie so hart getroffen werden sollen? Die englischen Frauen stifteten in hochherziger Weise zwei Millionen Gummisauger. Was

Aber auch die vor Goethe dahingegangenen Dichter, vor allem Schiller, Herder, Wieland waren lebendig im geistigen Leben Weimars. Und mit ihnen die Romantiker mit dem Zauber ihrer weltentrückten Phantasie, dem funkelnden Glanz ihrer Sprache. Dann die glänzenden Sterne am Dichterkimmel des Auslandes — Scott, Dickens, Shelley, Lamartine, George Sand, Balzac, Hugo. Damals begannen die Ideen des Saint-Simonismus, die geistige Vorkämpferschaft einer Staël und einer George Sand. Die alte Überzeugung von der Minderwertigkeit der Frauen in ihren Grundfesten zu erschüttern, ihnen die Augen zu öffnen für die Bedürfnisse ihres eigenen Wesens. Ohne den geistigen Einfluß einer Rahel, die soziale Wirksamkeit einer Bettina, ohne die Frauen, die Goethes Geist in sich aufnahmen, wäre das Tor niemals gesprengt worden, das den Frauen den Weg zur Freiheit so lange versperrt hat.

So schweifen unsere Gedanken zurück in die große Vergangenheit und wandern weiter in die Zukunft, an der mitzuwirken auch wir Frauen berufen sind. Dankbar gedenken wir unserer leider so früh verstorbenen Parteigenossin Billi Braun, die uns durch die Erinnerungen ihrer Großmutter Alt-Weimars Zeit menschlich so nahe gebracht hat. Aus diesen Erinnerungen klingt „der Ton, der sich dem Siegeslied der Menschheit vermählt“; der Ton, der lauter und lauter anschwillt, bis er sich auflöst in der Harmonie des Friedens und der Freiheit, die alle Völker eint. Anna Bloss.

Bücherschau

Das wahre Gesicht des Bolschewismus! Tatsachen, Berichte, Bilder aus den baltischen Provinzen. November 1918 bis Februar 1919. Von Erich Köhler, Riga. Berlin 1919, Kommissionsverlag: Verlag für Sozialwissenschaft G. m. b. H., Berlin SW 68, Lindenstr. 114. Preis 50 Pf.

Man muß gute Nerven haben, um diese erschütternde Broschüre lesen und die ihr beigegebenen neuen photographischen Aufnahmen ruhig betrachten zu können. Es ist nur ein kleiner Ausschnitt — die baltischen Provinzen — aus dem Machtbereich der russischen Bolschewisten, der uns gezeigt wird, aber er genügt, um zu zeigen, wie

sollen diese nagen ohne Milch? Wiederholte Vorstellungen zwecks Aufhebung dieser ungerechten und harten Maßnahme sind bisher unbeachtet geblieben.

So wenden wir uns denn an euch, ihr Frauen und Mütter! Erhört unseren Rotschrei! Die Menschlichkeit soll und muß wieder zur Geltung kommen!

Die Frauen des besetzten Rheinlandes.

Wir wünschen dem Aufruf, daß er seinen Zweck erreicht und die Frauen jenseits der Grenzen zur Tat entflammt. Haben die feindlichen Staatsmänner kein Gefühl für das grauenhafte Unrecht, das sie durch die endlose Ausdehnung der Hungerblockade der Menschlichkeit antun, so sollten ihnen die Frauen die Augen und Herzen öffnen!

Dies ist das unendliche Recht des Subjektes, daß es sich selbst in seiner Tätigkeit und Arbeit befriedigt findet. Wenn die Menschen sich für etwas interessieren sollen, so müssen sie sich selbst darin haben und ihr eigenes Selbstgefühl darin befriedigt finden. Hegel.

Ich denke, daß es für den Ehrenmann, den Mann, der fühlt, daß er ein Herz hat, mehr als je gebieterische Pflicht ist, sich mit sich selbst zu beschäftigen und, da er die anderen nicht retten kann, daran zu arbeiten, sich selbst zu veredeln. Das ist tatsächlich die Aufgabe von Zeiten wie die unsrige. Graf Gobineau.

Man meint immer, einmal dürfe man sich doch gehen lassen. Falsch! Man darf es nie. Es ist kein Moment, wo man nicht gegen innern oder äußern Feind auf der Wacht stehen muß. Die Menschen um uns, selbst die besten, sie schenken uns keine Blöße. Selbst in der Liebe darfst du dich nie gehen lassen. Fr. Th. Visser.

Du hast Langeweile? Mußt nach Unterhaltung jagen? — Hast du denn an dir gar keine Gesellschaft? Kannst du dich gar nicht in zwei spalten, und hast, wenn du es kannst, der eine dem anderen gar nichts zu sagen? Fr. Th. Visser.

Gesellige Unterhaltung von Menschen ohne Erkenntnisdrang ist Sumpf. Das Forschen ist es, was den Menschen zum Menschen macht, ohne dieses auch keine Moral. Forschen ist die Stahlfeder im menschlichen Wesen. Fr. Th. Visser.

rasch und erfolgreich die russischen Führer es verstanden haben, aus ihren ungebildeten rohen Nachläufern wilde Tiere voller Blutdurst und Raubgier zu machen. Sie mordeten nicht mehr einzeln, sie räubern nicht mehr heimlich, sondern offen und in hellen Häusern überfallen sie wehrlose Dörfer und Städte nach dem Vorbilde der Räuberbanden des Mittelalters. Sie übertreffen diese nur noch an Grausamkeit und Tücke. Daß uns in Deutschland ähnliche Erfahrungen nicht erspart bleiben würden, hat uns die Berliner Spartakistenwoche bewiesen. Auch hier hingen sich die allerzweifelhaftesten Elemente an die Schöße der Bewegung, um die Gelegenheit zum Rauben und Plündern abzuwarten. Daß es nicht zu Massenmorden unbewaffneter Frauen und Männer nach russischem Muster kam, verdanken wir nur der Kurzlebigkeit des Berliner Aufstandes. Neben den Idealen einzelner Theoretiker der extremen Linken auch die praktischen Begleiterseinerungen der bolschewistisch-spartakistischen Bewegung an Hand von Tatsachen kennenlernen will, der lese diese Broschüre. Er wird dafür sorgen helfen, daß sie die verdiente große Verbreitung finde zur Warnung für die Leichtfertigen und als Mahnung für die leichtbetörten Anhänger der extremsten Tonart.

Auf ein schlummerndes Kind.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär mir alles, alles klar!
Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust getroffen,
Noch ist kein Glück, was du empfindest;
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamest, dich ergingst? Friedrich Hebbel.

In eigener Sache.

Mit der Übernahme der Regierung durch die Sozialdemokratie erstand für unsere Partei die Verpflichtung, viele ihrer besten Kräfte für notwendige Aufgaben in Reich, Staat und Gemeinde abzugeben. Dadurch entstanden mannigfache Lücken in unserem Parteigegefüge, besonders im Parteivorstand, Lücken, die schnell wieder aufgefüllt werden müssen, wenn unsere sozialistische Bewegung nicht leiden soll. Nun muß mehr und tatkräftiger als je in unserer Partei gearbeitet werden. Zahlreiche neue Kräfte sind uns zugeströmt, die durch planmäßige Bildungsarbeit mit dem Sozialismus von Grund auf vertraut gemacht werden müssen.

Aus diesen Gründen hat die letzte Sitzung des Parteiaussschusses auch den Genossen Heinrich Schulz, der seit ungefähr zwei Jahren provisorisch in der Redaktion der „Gleichheit“ tätig war, wieder vor seine eigentliche Parteaufgabe: die Organisierung unserer systematischen Aufklärungsarbeit, gestellt und ihn zur besseren Förderung dieser Aufgabe in den Parteivorstand entsandt. Damit war sein Ausscheiden aus der Redaktion der „Gleichheit“ notwendig geworden. Unsere Genossin Juchacz wird sich in Zukunft noch ausschließlich der Organisierung und Aufklärung unserer Frauen zu widmen haben.

So ist es notwendig geworden, die Redaktion unseres Blattes in andere Hände zu legen. Sie ist von dem Parteivorstand der Genossin Klara Bohm-Schuch, unserer bisherigen Mitarbeiterin, übertragen worden.

Wir hoffen, daß die Genossinnen auch die neue Redaktion tatkräftig unterstützen und mit ihr dafür sorgen, daß die „Gleichheit“ ein immer wertvolleres Bindeglied der sozialistischen Frauenbewegung wird.

Genossenschaftliche Rundschau

Die Konsumgenossenschaftliche Erzeugung von Möbeln aller Art behandelt die Konsumgenossenschaftliche Rundschau in Nr. 1 dieses Jahres in zurückhaltender Weise. Bevor eine umfassende Inangriffnahme der Möbelherstellung durch die Konsumgenossenschaften empfohlen wird, müssen die Versuche, die schon längere Zeit gemacht werden, abgewartet werden. Die Herstellung von Möbeln wird in der Rheinisch-Westfälischen Holzindustrie Dortmund, die eine Konsumgenossenschaftliche Einrichtung darstellt, und im bekannten Hamburger Konsumverein „Produktion“ bereits durchgeführt.

Ein Landgut mit Getreidemühle an der Konsumverein Sendling-München durch Aufkauf der Aktien Mühlenwerk Stodau, Reichertshofen und Manching bei Ingolstadt. Das Aktienkapital beträgt zwei Millionen Mark. Das Unternehmen umfaßt 200 Tagwerk Land, auf dem sich drei Mühlen, eine Gastwirtschaft, Ökonomiegebäude, Verwaltungswohnhaus, Stallungen u. a. m. befinden. Die Mühlen liegen in einer der fruchtbarsten Gegenden Oberbayerns. In den Mühlen, die mit Wasserkraft betrieben werden, können drei Millionen Zentner Getreide im Jahre vermahlen werden.

Ausländische Genossenschaftsbewegung. Die ungarische Großeinkaufsgesellschaft in Budapest erzielte im ersten Halbjahr 1918 einen Umsatz von 60,5 Millionen Kronen gegen 36 Millionen Kronen im ersten Halbjahr 1917. Bekanntlich kann die deutsche Großeinkaufsgesellschaft leider nur über eine gegenteilige Entwicklung berichten, ihr Umsatz ist während der Kriegsjahre infolge der Zwangswirtschaft ständig zurückgegangen. — Die französischen großen Konsumvereine haben bisher gegenüber deutschen Konsumvereinen nur eine recht verschiedene Entwicklung aufweisen können. Einer der größten Pariser Konsumvereine hat im letzten Geschäftsjahr seinen Umsatz um 1 500 000 auf 8 600 000 Franken erhöht (die Berliner Konsumgenossenschaft hat bekanntlich im letzten Geschäftsjahr 26 000 000 Mark umgesetzt). — Die dänischen Genossenschaften (ländliche und städtische Genossenschaften) erzielten im Jahre 1917/18 einen Gesamtumsatz von 874 Millionen Kronen gegen 959 Millionen Kronen im Jahre vorher. Das bedeutet einen Rückgang von rund 85 Millionen Kronen. — Die Genossenschaftsbewegung in Amerika macht gegenwärtig überraschend schnelle Fortschritte. Es entstehen Konsumvereine in rasch wachsender Zahl. Produzentengenossenschaften und Großeinkaufsgesellschaften. Bemerkenswert ist, daß in dieser Entwicklung die eingewanderten Europäer eine große Rolle spielen. Die Finnen, Polen und Italiener

haben eine Reihe blühender Genossenschaften. Insbesondere die Finnen zeigen vielseitige Einrichtungen, sie schaffen Unterhaltungsgelegenheiten und errichteten zwei genossenschaftliche Vergnügungsparks. Sie leiten Schulen, Bibliotheken, Versammlungslöcher, Theaterunterhaltungen und Konzerte. Interessieren dürfte es, daß die Japaner in Utsa eine Arbeiterbrüderschaft auf rein genossenschaftlicher Grundlage mit etwa 1000 Mitgliedern errichtet haben. — Der schwedische Genossenschaftsbund zählte im Jahre 1917 35 Konsumvereine mit mehr als 400 000 Kronen Jahresumsatz. Die weitaus meisten dieser Vereine zeigten im Jahre 1918 eine Umsatzsteigerung, 14 von ihnen sind Millionenvereine. An der Spitze steht der Konsumverein Stockholm mit einem Umsatz von 7 Millionen Kronen. — Das Organ der österreichischen Konsumvereine, „Der Konsumverein“, äußert sich in warmen Worten über den Anschluß Deutsch-Österreichs an das Deutsche Reich und betont die Fülle der Erziehungs- und Organisationsarbeit, die in einem Großdeutschland für die Konsumgenossenschaften zu leisten ist. Adolf Rupprecht.

Tagebuchblätter aus Weimar.

Die erste längere Pause, die die Verhandlungen der Nationalversammlung unterbrach, ist zu Ende. Als Hausfrau und Mutter sagt man: leider. Die Parlamentarierin allerdings muß es begrüßen, wenn sich die Geschäfte flott erledigen lassen. Wir Frauen, die wir durch unsere Tätigkeit im Vordergrund der heimatklichen Bewegung stehen, haben auch dadurch bei unserem Daseinsein viel Außergewöhnliches erlebigen müssen. Für die sozialdemokratische Fraktion begann die Arbeit bereits wieder am Samstag, den 22. März; denn der Parteiaussschuß war zu einer Tagung zusammengerufen worden. Wichtige Beschlüsse, auch solche, die uns Frauen lebhaft bewegen, wurden gefaßt; hoffentlich bedeutet ihre Verwirklichung eine Verbesserung unseres parteigenössischen Wirkens und Schaffens. Während unserer sogenannten „Ausehpaufe“ aber tagte der Verfassungsausschuß fleißig weiter. Nach außen wirkt die dort verrichtete Arbeit sicherlich nicht so, als wenn treibende Kräfte am Werke wären; wir wünschten, die Ergebnisse lägen sichtbar vor. Immerhin mag gelten, daß die Materie sehr schwierig ist und unter den achtundzwanzig Mitgliedern der größte Teil Juristen sind.

Weimar, den 25. März 1919.

Kleine Anfragen. Ruhig plätschert das Frag- und Antwortspiel, bis plötzlich die Antwort des Majors v. Gilsa auf die Anfrage der Unabhängigen, die sich gegen Maßnahmen des Reichswehrministers richten, lebhaften Widerspruch findet. Die Form der Antwort ist es nicht, die Empörung verursacht. Jedoch die Art, wie nüchtern und ein bißchen verächtlich der Herr Major antwortet, regt die Gemüter auf. Sicher hat er noch nie vor einer Versammlung geredet. Die Regierung hat es aber nicht nötig, parlamentarische Frischlinge vorzuschicken. Abends Fraktionsberatung bis 11 Uhr.

Den 26. März 1919.

Eine reichliche Tagesordnung liegt vor. Es sieht aus, als ob der gestrige Tag sich wiederholen will. Aber eine Unterbrechung wichtiger Art bildet die kurze, bedeutsame Rede des Ministerpräsidenten Scheidemann, der die Absicht der Regierung begründet, einen Staatsgerichtshof einzusetzen. Die Rechte ist tief gekränkt, ihre Mitglieder machen sich Luft durch Schimpfen im Wandelgang. Im Plenum wären die Kraftausbrüche über Scheidemann sehr gerügt worden. Vor ziemlich leeren Bänken geht eine Interpellationsbesprechung weiter, die von Zentrum und Demokraten zur Mittelstandsrettung beabsichtigt ist. Annahme eines Gesetzes, das die Besteuerung der Reichsbank für 1918 vornimmt, und eines zweiten, das Württembergs Eintritt in die Viersteuergemeinschaft aufnimmt. Nächster Fraktionsitzung. Nächste Sitzung den 27. März. Elisabeth Röhl.

In älteren Jahren nichts mehr lernen können, hängt mit dem in älteren Jahren sich nicht mehr befehlen lassen wollen zusammen, und zwar sehr genau. Eichtenberg.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Marie Juchacz, Berlin SW 68. Druck und Verlag von J. S. W. Diez Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.